

ARSEN REWAZOW
Der schwarze Gral

Buch

Ein schauriger Leichenfund stellt die Moskauer Polizei vor ein schier unlösbares Rätsel: Der Pharmakologe Ilja Donskoj wurde in seiner Wohnung ermordet – die Leiche anschließend enthauptet. Von den Tätern fehlt jede Spur, und auch die Suche nach einem Motiv bleibt ergebnislos.

Derweil stellt sich in der PR-Agentur von Iljas bestem Freund Josif Mesenin ein neuer Klient mit einem einfachen, aber merkwürdigen Anliegen vor: Josif soll für ihn drei exotische Begriffe sowie eine rätselhafte Zahlenfolge weltweit in allen Medien bekannt machen. Josif, ein Meister seines Fachs, gestaltet daraufhin eine überaus erfolgreiche Kampagne, für die er ein stattliches Honorar einstreicht. Doch viel zu spät merkt Josif, wie er sich dabei immer tiefer in ein undurchdringliches Geflecht aus dämonischen Verschwörungen und tödlichen Intrigen verstrickt. Und plötzlich befindet er sich in einem atemlosen Wettlauf gegen die mörderischen Mitglieder einer jahrtausendealten Sekte – über alle Kontinente hinweg und weit zurück bis zu den Anfängen der Zeit ...

Autor

Arsen Rewazow, geboren 1966, studierte Medizin in Moskau und promovierte in Israel im Fach Psychologie. Seit einigen Jahren leitet Arsen Rewazow eine der wichtigsten Werbeagenturen Russlands. Sein Debütroman *Der schwarze Gral* sorgte bei Kritikern und Lesern gleichermaßen für Furore. Arsen Rewazow lebt in Moskau.

Arsen Rewazow

Der schwarze Gral

Roman

Aus dem Russischen
von Anna Serafin

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Odinotshestvo-12«
bei Ad Marginem Press, Moskau.

Gedichtübersetzungen:

- S. 352 – Ralph Dutli (in Ossip Mandelstam: *Der Stein. Frühe Gedichte 1908–1915*, Ammann Verlag, Zürich, 188)
S. 368 – Michael von Albrecht (in Catull: *Sämtliche Gedichte*, Reclam, Stuttgart, 1995)



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGG-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2007
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2005 by Arsen Rewazow
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Getty Images/Doherty
Redaktion: Andreas Heckmann
UH · Herstellung: Heidrun Nawrot
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-36568-5

www.blanvalet-verlag.de

Erster Teil

1

Manchmal, wenn ich mit einer Zigarette durch die Wohnung spaziere, male ich mir aus, ich sei wiedergeboren worden, und zwar als Spezialagent. Ich stelle mir vor, ein U-Boot habe mich in einem Schlauchboot ausgesetzt, zwanzig Kilometer von der Küste entfernt.

In der Tasche meiner Badehose – ich habe nämlich eine Badehose mit Reißverschluss tasche – befinden sich eine ungedeckte Kreditkarte, 500 Dollar (in Folie eingeschweißt) und ein in Florida ausgestellter Führerschein.

In Florida besitzt jeder einen Führerschein. Ich selbst habe meinen bekommen, ohne das Stadtgebiet von Moskau zu verlassen. Für 300 Dollar von einer Anwaltskanzlei.

Unerschrocken und so schnell wie möglich überwinde ich die Strecke bis zur Küste und lande am Ufer – auf den Philippinen vielleicht. Bis zum nächsten Sandstrand sind es drei Kilometer. In furchtbarer Hitze versuche ich, die Zivilisation zu Fuß zu erreichen. Ich schaffe es, die zwei Meilen über heiße Steine zu gehen. Trotz meiner schwachen Kondition überwinde ich alle Widrigkeiten. Am Strand kaufe ich mir kaltes Bier, Zigaretten, Sandalen, Shorts, ein T-Shirt und Sonnenschutzcreme und komme langsam wieder zu Kräften. Uff!

Kurz vor Sonnenuntergang erreiche ich die Stadt. Dort nehme ich mir ein Zimmer im Hotel und kaufe die notwendigsten Sachen – Kleidung, Uhr, Reisetasche, Rasierzeug, Zahnbürste. Und natürlich einen CD-Player, ein paar CDs und einige Bücher.

Ich kehre ins Hotel zurück, trinke einen doppelten Whisky an der Bar und gehe schlafen. Schließlich habe ich einen harten

Tag hinter mir. Und morgen muss ich mich an eine schwierige Aufgabe machen.

Hier lässt meine Einbildungskraft nach. Den nächsten Tag kann ich mir nur noch verschwommen vorstellen.

Ich muss ein Auto bei Hertz oder Avis mieten, ein Handy kaufen, Kontakte knüpfen und meinen Auftraggebern die erfolgreiche Bewältigung der ersten Etappe melden.

Aber was ich in der zweiten Hälfte des Tages machen kann, vermag ich mir nicht mehr auszumalen. Na gut, ein Abendessen in einem exotischen Restaurant. Und sonst?

Welche Aufgabe habe ich überhaupt? Wer macht einen wie mich zum Spezialagenten? Wie erfolgreich kann ein Geheimdienst sein, der seine Leute mit ungedeckten Kreditkarten ausstattet und sie am Ende der Welt aussetzt, damit sie sich amüsieren?

Meine Einbildungskraft droht abzustürzen wie ein überlasteter Computer. Gut. Wechseln wir die Version. Jetzt habe ich keine Aufgabe mehr. Die hatte ich mal. Sie war lebensgefährlich und kompliziert, und ich habe sie bewältigt. Jetzt verstecke ich mich vor Leuten, die viel stärker und böser sind als ich, die ich aber überlistet habe und die darüber in Wut geraten sind.

Von nun an lebe ich im Exil. Gott allein mag wissen, wann es mir gelingt, meine Eltern, meine Frauen und meine Freunde wiederzusehen.

Jetzt bin ich nicht mehr Direktor und Mitinhaber einer kleinen PR-Agentur, die aus mir, drei weiblichen Angestellten und einer Praktikantin besteht und mit der ich gerade eben über die Runden komme.

Ich werde gesucht. Mal von Interpol, mal von Außerirdischen, mal vom FBI und mal vom russischen Inlandsgeheimdienst. Vielleicht bin ich ja nicht nur einer, sondern mehreren Organisationen auf den Fuß getreten? Zum Beispiel der Petersburger Mafia und dem englischen MI6. Oder dem MI5. Welche davon mag die Schlimmste sein?

Bestimmt habe ich es mir mit dem FBI verdorben. Sonst hätten sie mich sicher ins Zeugenschutzprogramm aufgenommen!

Wie romantisch und bezaubernd das alles klingt. Und trotz der neuen Lebensumstände mit ihrer Anonymität, ihren Stränden, Korallenriffen, Hotels, Flügen und dem Internet werde ich – wie Horaz geschrieben hat – nicht ganz und gar sterben. Ob ich Kontakt zu meinen treuen Freunden und Freundinnen aufnehmen kann? Oder ob einer von ihnen mich ausfindig macht?

Dann könnten wir in eine Diskothek unter tropischem Himmel gehen. Über uns hängen Girlanden kleiner, grell leuchtender Lampen, die an Palmen befestigt sind. Wir trinken bunte Cocktails am Meeresstrand. Und Wellen, die nur selten zu großer Form auflaufen, spritzen uns ab und an Gischt ins Gesicht. Dann kehren wir ins Hotel zurück, vergehen vor Entzücken und lauschen den Liedern der seit fünfzehn Jahren antiquierten Gipsy Kings.

Die Nachbarn klopfen an die Wand. Halb eins. Ich gehe zur Stereoanlage und schalte die Musik aus. Die Irrealität meiner Vorstellungen ermüdet mich. Ich bin überhaupt müde.

Vorsichtig schüttelte ich den Kopf, um mich von meinen Fieberfantasien zu befreien. Auch ohne Psychoanalytiker war mir klar, dass ich eine gebrochene Persönlichkeit war und mir erneut Geld leihen musste, um mein Büro durch die Zeit zu bringen. Ich dachte daran, wie mein vorletzter Kunde seine Unzufriedenheit über meine Agentur und mich ausgedrückt hatte. Noch immer wurmten mich seine Worte. Und so nahm ich denn Zuflucht zum Eskapismus.

Ich hätte mir im Fernsehen Fußball ansehen können, aber ich mochte die französische Mannschaft nicht besonders. Also ging ich lieber ins Bett. Um besser einzuschlafen, soll man Whisky trinken und sich ein Buch des russischen Exilschriftstellers Sergej Dowlatow nehmen. Normalerweise mache ich das so.

Der Abend ähnelte den tausend Abenden zuvor. Ich nahm

die Whiskyflasche und goss mir einen Doppelten ein – oder das, was ich mir angewöhnt hatte, für einen Doppelten zu halten. Und das war mehr, als die geizigen Barkeeper darunter verstehen.

Vor einiger Zeit hatte ich beschlossen, mich zu spezialisieren, und war nicht zu geizig, mir ein dickes Buch mit dem Titel Schottischer Whisky zu kaufen. Es war hübsch gestaltet, doch die Lektüre erwies sich als langweilig.

Dann kaufte ich mir im Duty Free Shop eines Londoner Flughafens einen Whisky namens Ardbeg. Er war im Angebot: zwei Liter Schnaps zum Preis von einem. Als ich wieder in Moskau war, warf ich einen Blick in mein Buch und stellte fest, dass ich eine Rarität erworben hatte. Auch der rauchige Geschmack gefiel mir. Außerdem wird Ardbeg aus Torfwasser gemacht. Aber bald waren beide Flaschen leer und das Buch im Regal verschwunden. Seither kaufe ich einfachere und billigere Whiskys.

Manchmal bereue ich, kein Alkoholiker zu sein – die wissen wenigstens, was sie wollen. Ich weiß es nicht. Mal will ich Geld, mal Familienglück, mal die große Liebe, mal mit Freunden einen trinken gehen und manchmal bloß trinken. Schwesterherz! Bring Wein und Obst! – Was hättest du denn gern, Brüderchen? – Wodka mit Gewürzgurke!

Manchmal will ich mein Verhältnis zu Mascha in Ordnung bringen. Sie hat langes, aschblondes Haar und einen kleinen Höcker auf der Nase und arbeitet als Lektorin in einem von Gott und allen Sponsoren vergessenen wissenschaftlichen Verlag, beschäftigt sich nebenher aber auch mit Fotografie. Fast professionell. Einige ihrer Bilder (Brücken, Blumen, Gewölbe und eine schottische Burg) hängen bei mir zu Hause. Außerdem schläft Mascha mit mir. Obendrein sagt sie, dass sie mich liebt, weigert sich aber schon seit zwei Jahren kategorisch, ihren Mann zu verlassen. Der heißt Herman. Meiner Meinung nach ist das ein amusischer Name. Damit ist natürlich nichts über das Naturell

seines Trägers gesagt. Auf alle Fälle bin ich schrecklich eifersüchtig.

Meine erste (und letzte) Ehefrau hat mir noch kurz vor unserer Scheidung erklärt, meine Eifersucht rühre von meinem Konkurrenzdenken her.

Ja, es gibt noch Männer, die eifersüchtig sind, weil ein anderer ihre Frau benutzt. Genauso würde mich das ungenierte Benutzen meiner Zahnbürste stören.

Ich glaube, die meisten Männer sind aus Freude am Leiden eifersüchtig. Normalerweise sind sie nicht nur Masochisten, sondern auch noch Paranoiker. Aber dafür reicht mein Kampfgeist nicht mehr aus. Anfälle von Verfolgungswahn hatte ich nämlich schon mehr als genug. Ich weiß nur, dass Mascha jeden Abend mit ihrem Mann in ein und dasselbe Bett steigt.

Einmal habe ich sie gefragt, ob und wie oft sie mit ihm schlafe. Ihre Antwort war ausweichend. Daraufhin habe ich nachgebohrt, was sie im Bett so miteinander anstellen. Was sagt ihr euch? Wie zieht ihr euch aus? Wie verhaltet ihr euch? Macht ihr immer das Gleiche, oder probiert ihr öfter mal was Neues aus? Natürlich habe ich darauf keine Antwort bekommen. Und wenn ich mir mitunter vorzustellen versuche, wie es zwischen den beiden abläuft, beginne ich zu zittern.

Mitunter will ich Mascha zum Teufel jagen. Und tatsächlich habe ich das schon mehrmals getan. Aber bis jetzt ist sie immer zurückgekehrt. Sie hat mich angerufen, als ob nichts gewesen wäre, oder ist zu mir nach Hause gekommen. Zum Beispiel, um unser Verhältnis zu klären. Und so hat alles immer wieder von vorn begonnen.

Manchmal habe ich grässliche Auseinandersetzungen provoziert, weil ich darauf angewiesen bin, dass Mascha mir erklärt, was sie will. Mir geht es darum zu erfahren, mit wem sie leben möchte. Aber passiert ist nichts. Diese Frage ist für mich fast existentiell, für sie dagegen rein rhetorisch. Sie lebt mit Herman zusammen. Punktum.

Irgendwann am Anfang unserer Beziehung habe ich sie gefragt: »Merkst du nicht, dass du verrückt bist? Dass du dich und mich quälst? Und obendrein deinen Mann?« – »Und was soll ich tun?« – »Dich ändern! Verstehst du? Nicht den Mann sollst du ändern, sondern dich!« – »Das geht nicht, mein Lieber! Und das weißt du. Ich habe es längst versucht. Und ich versuche es weiter. Aber es gelingt mir einfach nicht.« – »Du hast den Verstand verloren! Mascha, du musst zum Psychotherapeuten!« – »Jetzt bitte ich dich aber!«

Ich weiß, dass es Mascha nicht gut geht. Diese Dreiecksgeschichte macht sie genauso verrückt wie mich. Vielleicht sogar noch mehr. Mir ist klar, dass die Situation tragisch ist. Im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn jemand prall voller Liebe ist, platzt er nun mal irgendwann. Von einem Happy End lässt sich also nicht einmal träumen. Obwohl... vielleicht löst sich das alles ja mal in Wohlgefallen auf.

In meiner Jugend ist mir auch so was passiert. Damals habe ich ständig zwei Frauen geliebt. Einmal sogar drei. Und es ist nichts Schlimmes geschehen. Bis jetzt sind alle am Leben. In letzter Zeit aber liebe ich nur noch eine Frau, und die liebt mich nicht besonders. Woran mag das liegen? Am Alter? Nein, das glaube ich nicht. Je älter man wird, desto klarer sieht man ja alles und desto abgeklärter wird man – angeblich.

Wenn ich über mein Alter nachdenke, kommt mir in den Sinn, dass ich meine mir von Gott gegebenen Talente einst ausbilden wollte. Doch das war leider nicht so einfach. Falls ich die Reaktionen Gottes aber richtig einschätze, habe ich alles, was mir bestimmt war, erfüllt.

Mascha sagt, ich hätte meiner Ausbildung als Mediziner treu bleiben sollen; dann hätte ich mich sicher nicht so verändert. Na ja, ich weiß nicht. Alle ändern sich früher oder später.

In den wilden Zeiten Anfang der neunziger Jahre dachte niemand aus meiner Clique daran, sich zu ändern. Damals haben wir alle das Leben einfach genossen. Gleich nach dem Studium

nahm ich eine Stelle in einem Medizinverlag an, weil das Gehalt von fünfhundert Dollar, das man mir dort geboten hatte, zehnmal höher war als das, was ich in dem Krankenhaus hätte verdienen können, dem ich zugewiesen worden war. Leider machte der Verlag schnell Pleite. Danach fand ich Arbeit in einer Werbeagentur für pharmazeutische Produkte. Dabei handelte es sich allerdings um eine Scheinfirma. Tatsächlich wurden dort nämlich Betäubungsmittel verschoben, die man krebserkrankten Patienten vorenthalten hatte. Aus dieser gefährlichen Lage rettete mich mein Schulfreund Matwej. Danach nahm ich diverse Jobs im Marketing an, warb Anzeigen für die Gelben Seiten ein und schlug mich mit furchtbaren Gelegenheitsarbeiten durch, die meine Seele verdorben haben.

Schließlich halfen mir Matwej und Anton – ein weiterer Schulfreund –, eine PR-Agentur zu gründen.

Wenn ich auf meine gut dreißig Lebensjahre zurückblicke, erkenne ich, dass die Agentur den Gipfel meiner Möglichkeiten darstellt. Allzu klein ist dieser Gipfel allerdings nicht. Immerhin bin ich Gründer und Chef des Unternehmens und lasse vier Leute für mich arbeiten.

Aber dieser ewige Geldmangel! Manche allerdings haben weder Geld noch eine Agentur. Und mancher hungert. Oder stirbt an Liebeskummer. Doch das kommt nie in ein und derselben Person zusammen: entweder Hunger oder unglückliche Liebe.

Dafür haben manche meiner Bekannten alles: eine glückliche Familie, Geld, Kinder, eine hübsche Wohnung. All das ist mir völlig schnuppe. Sollte zu meinen vielen Fehlern auch noch der Neid kommen, dann Gute Nacht!

Ich trank meinen doppelten Whisky, schenkte mir gleich einen nach und merkte, dass mich die CNN-Nachrichten nicht mehr interessierten. Was ging mich die Wahl in Ost-Timor an? Und vor allem: Was ging CNN diese Wahl an? Die Landkarte im Fernsehen klärte mich darüber auf, dass Timor zwischen Austra-

lien und den Philippinen liegt. Diese Erkenntnis ließ mich kalt, und ich beschloss, schlafen zu gehen.

Beim Zähneputzen achte ich darauf, nicht in den Spiegel zu sehen. Und das, obwohl mir schon manche Frau gesagt hat, ich hätte das gewisse Etwas ... Na, ich weiß nicht. Was sollen sie auch sonst sagen? Dass es schöner sei als mit jedem anderen? Jeder hat das gewisse Etwas. Normalerweise reden Frauen über meine grünen Augen, die schmale Nase und den intelligenten Blick. So grün! So intelligent! Was für ein Blick!

Übrigens hat mich immer interessiert, was Frauen, die mich anschauen, denken. Manche habe ich danach gefragt. Der Blinde interessiert sich ja auch dafür, wie er wahrgenommen wird. Die Antworten waren unbegreiflich distanziert. Aber Mascha hat gesagt, wenn sie mich ansehe, denke sie, mich gebe es gar nicht. So was kann mich verrückt machen.

Mit diesem traurigen Gedanken schlief ich ein und träumte – wie üblich – nichts. Mein Handy weckte mich. Ich sah auf die Uhr und begriff, dass ich nicht von der Arbeit aus angerufen wurde: Um acht Uhr morgens ist noch niemand im Büro. Ich las Matwejs Namen auf dem Display und sagte mit heiser röchelnder Stimme: »Ja?«

Wer dieser Matwej ist? Mein Freund. Und weiter? Nicht so wichtig. Er ist reich, schroff und faul. Vor zwei Uhr mittags macht er sich nie an die Arbeit (oder an das, was er dafür hält).

Als ich Matwej einmal fragte, wie er es schaffe, bei seinem Lebenswandel keine Angst vor dem Bankrott zu haben, antwortete er, erstens habe er vor gar nichts Angst, zweitens könne er bei dem dichten Berufsverkehr morgens einfach nicht pünktlich zur Arbeit kommen, drittens und vor allem aber sei er Jungaktionär. Und Jungaktionäre dürften sich nicht ernsthaft in die Angelegenheiten der Firma einmischen.

Das war nicht gelogen, denn Matwejs Hauptbeschäftigung sind Frauen. Aber nicht irgendwelche Hühner aus der Edelsauna

und garantiert keine blutjungen Sternchen am Moskauer Pop-himmel. Wie es sich gehört, erwärmt er sich nur für unzugängliche Frauen. Ich denke, er sucht nach der großen Liebe, hat allerdings vergessen, sich darüber klar zu werden, was er darunter versteht. Und wozu sie gut sein soll. Ich immerhin weiß, was die große Liebe ist und wozu sie dient: Man verbringt das ganze Leben miteinander und stirbt am gleichen Tag. Wie aber kann man sich in den Gedanken verrennen, ausgerechnet diese und keine andere Frau sei die Richtige? Matwej weiß das auch nicht. Deshalb versucht er immer wieder, die große Liebe zu finden.

Seine neueste Flamme war eine Betriebswirtschaftlerin namens Olga Sobolewa, MBA. Diese Olga war Finanzdirektorin der Gesellschaft Wanderlust Cyprus Ltd., wie ich ihrer Visitenkarte entnehmen konnte, die ich bekam, als Matwej uns – unter dem Vorwand, es handele sich um einen rein geschäftlichen Kontakt – miteinander bekannt machte. Olga sollte unsere Bilanz prüfen. Sie ist eine fortschrittliche Person und zeigte einiges Interesse an Matwej, doch weil sie anständig und vorsichtig ist, bremste sie sich und schien nicht so interessiert an ihm, wie er es wünschte. Anscheinend waren allerdings beide mit der Situation durchaus zufrieden. Leichter Sadomasochismus eben – wie bei jedem dritten nicht verheirateten Paar in Russland.

Anton und ich dienten Matwej als Beichtväter und Berater. Vor ein paar Jahren bezweifelte ich bei einer besonders dringenden Beratung (das Mädchen hieß Tanja) unverhohlen, dass Matwej all seine Frauengeschichten wirklich intensiv erlebe.

Daraufhin nahm er schweigend die Uhr ab und zeigte mir seine Pulsadern am linken Handgelenk. »Du bist Arzt«, sagte er. »Fühl mal!« Sein Puls betrug satte 140! Und das, obwohl wir seelenruhig im Pub York in der Trubnajastraße saßen und Matwej noch nicht mal das erste Glas seines geliebten Guinness getrunken hatte. Seither glaubte ich ihm und beriet ihn, so gut ich konnte. Manchmal erwiesen sich meine Ratschläge allerdings als unnütz.

Zum Beispiel, als er eine Affäre mit einem besonders schwer

zu erobernden Mädchen hatte, das im Sternzeichen des Skorpions geboren worden war. Damals schlug ich ihm vor, eine regelrechte Inszenierung aufzuführen.

Sie bestand aus drei Schritten. Zuerst sollte Matwej dem Skorpion einen Pass besorgen. Das war für ihn kein Problem. Er versprach dem Mädchen sogar ein Schengenvisum. Im zweiten Schritt sollte er den Skorpion aus seiner Höhle locken und ihm den Rückweg abschneiden. Dabei halfen ihm die zahlreichen Feiertage im Mai. Im dritten Schritt musste er den Skorpion unter einem Vorwand zum Flughafen bringen und behauptete kurzerhand, er habe dort ein Paket abzuholen.

Unser Drehbuch sah ein Finale am Flughafen vor. Dort sollte Matwej Tickets, die Reservierung eines Fünf-Sterne-Hotels auf Rhodos und vorsorglich mitgebrachte Pässe vorzeigen (das Schengenvisum hatte der Skorpion ja schon) und eine sorgfältig vorbereitete Ansprache halten.

Das letzte Gegenargument des Skorpions – den Einwand nämlich, nichts zum Anziehen dabeizuhaben – sollte er durch den Hinweis entkräften, alles Notwendige könne man im Duty Free Shop erstehen. Dann sollte er eine Pause machen und vielsagend hinzufügen, den Rest könnten sie dann ja in der Hotelboutique auf Rhodos kaufen.

Ich hatte das Ganze sehr genau vorbereitet und Matwejs mögliche Reaktionen auf die Einwände des Skorpions per Diktafon aufgenommen: »So etwas geschieht nur einmal im Leben.« – »Wenn wir noch eine kleine Chance haben, unsere Beziehung zu retten, dann jetzt. Und wenn uns das nicht gelingt, haben wir wenigstens einen schönen Urlaub zusammen verbracht.« – »Das ist auf jeden Fall ein Abenteuer, an das du dich noch lange erinnern wirst.« – »Dein Handy funktioniert doch auch in Griechenland. Du kannst also mit Eltern und Freunden in Kontakt bleiben.« – »Ich habe bei der Autovermietung schon einen Z3 bestellt« (der Skorpion betete BMW, die Formel Eins und Michael Schumacher geradezu an).

Das einzige Risiko war ein kategorisches Nein des Skorpions. In diesem Fall hatte Matwej die Möglichkeit, sie in ein Taxi zu setzen, allein nach Rhodos zu fliegen und innerhalb von vier Tagen ein neues Traumädchen zu finden. Diesem Spielzug durfte er sich nicht verweigern.

Der Skorpion geriet kurz ins Wanken, ließ sich von seinem großzügigen Freund aber nicht kaufen. Der war sichtlich verblüfft, als sie mit eingelegten Schaschliks und anderen leckeren Mai-Spezialitäten von der Bildfläche verschwand. Ich glaube nicht, dass sie in Hinsicht auf Matwej ernste Absichten hatte, und vermute ebenso wenig, dass sie das Fehlen dieser Absichten später bereut hat, denn eine Beziehung ist eine Sache, ein heißes Liebesverhältnis eine ganz andere. Und obendrein mit Matwej!

Neidisch lauschten Anton und ich ein paar Tage später seinen Erzählungen von einem griechischen Kaffee mit Cognac in einem kleinen Café unter Platanen unweit des Tempels der Aphrodite und des Palasts der Großen Meister. Anton ist eine genauso seltsame Person wie Matwej, aber auch ein ziemlich guter Freund von mir.

Er kennt einige in den letzten Jahren zu Reichtum gelangte Oligarchen, von denen manche schon wieder verarmt sind, und erzählt uns gern Geschichten aus der Welt der neuen Russen. Eine davon hat mich besonders fasziniert, weil sie eine gewisse Beziehung zu meiner Arbeit hat.

Alles geschah noch vor der Krise von 1998 auf dem Werbefestival in Cannes. Die Chefs zweier großer, miteinander konkurrierender Agenturen, deren Namen Anton nicht nannte, die sich aus dem Zusammenhang seiner Erzählung jedoch leicht herleiten ließen, hatten unabhängig voneinander beschlossen, an der Côte d'Azur Ferien zu machen, und jeweils ein Dutzend Moskauer Prostituierte und zwei Dutzend Zechkumpane mitgenommen. Damals hatten die Leute den Umgang mit echtem Geld ja noch nicht richtig gelernt.

Natürlich mieteten sich beide Werbebosse eine Yacht. Was könnte man mit einer solchen Reisegesellschaft an der Côte d'Azur sonst schon anfangen? Werbefilme ansehen? Der eine mietete ein Schiff in Monaco, der andere in Antibes.

Erst lief alles wie bei normalen Leuten: Cognac, Kokain, Orgien, Badefreuden. Dann erfuhren die Reisegesellschaften voneinander, weil jemand von der einen Yacht jemanden, der sich zufällig auf der anderen Yacht befand, anrief und prahlte, wie toll er sich erhole. Der angeberische Anrufer bekam von seinem Gesprächspartner zur Antwort, bei ihm sei es sicher nicht schlechter.

Daraufhin kam der Mieter der Yacht in Antibes auf die Idee, seinem Konkurrenten einen Besuch abzustatten. Die Position von dessen Schiff war klar: Es lag in der Bucht vor Monte Carlo.

Kaum hatte die Yacht aus Antibes den Hafen von Monaco erreicht, ließ der Kapitän in sicherer Entfernung zum Schiff des anderen Werbebosses Anker werfen, wollte sich aber nicht weiter nähern und begründete das mit Sicherheitsrichtlinien.

Cognac, Kokain und die Anwesenheit ihres Chefs allerdings hatten den Schiffsgästen Mut gemacht. Also warfen sie den Kapitän kurzerhand über Bord, damit er nicht weiter störte. Immerhin warfen sie ihm eine Rettungsweste hinterher, denn Russen lassen niemanden im Stich, der in Not ist.

Unterdessen hatte man auf der monegassischen Yacht gemerkt, wer da in einigem Abstand vor Anker gegangen war, und begonnen, den Neuankömmlingen zuzuwinken. Minuten später gelang es den Werbemagnaten, ihre Yachten steuerbord längsseits zu legen, wobei die Schiffe allerdings ziemlich aneinanderkrachten. Die Leute auf der monegassischen Yacht wunderten sich ein wenig über den Aufprall. Noch mehr freilich staunten sie darüber, dass die Ankömmlinge aus Antibes mit einem Enterruf auf ihre Yacht gesprungen kamen und sie – ob Männer oder Frauen – ins Wasser stießen.

Das auf der Uferpromenade flanierende Publikum mochte

kaum seinen Augen trauen: An einem der teuersten Orte der Welt – gleich gegenüber dem Grand Casino, wo der Wert der geparkten Rolls Royces das jährliche Bruttosozialprodukt des Fürstentums übersteigt –, an einem solchen Ort also spielte sich ein Faustkampf auf dem Wasser ab!

Die Piraten eroberten das Schiff. Viele Leute landeten im Hafenbecken und riefen um Hilfe. Innerhalb weniger Minuten war die Schlacht beendet, und die Ankömmlinge begannen – den Gesetzen der russischen Gastfreundschaft getreu –, Cognac, Schokolade und Rettungswesten ins Wasser zu werfen. Auf der monegassischen Yacht blieb nur der Kapitän zurück und gab eine ziemlich lächerliche Figur ab, denn er wickelte sich in die französische Trikolore, verbarrikadierte sich in seiner Kajüte und drohte mit der Polizei.

Nach einigen Minuten kamen Polizei und Rettungswagen und zogen alle aus dem Wasser. Jemand wurde verhaftet, aber gleich wieder auf freien Fuß gesetzt. Nur der im Meer gelandete Kapitän der Yacht aus Antibes bekam eine Entschädigung.

Von der ganzen Geschichte interessierte Anton vor allem die Tatsache, dass der weibliche Teil der Angreifer sich viel aggressiver als der männliche benommen hatte. »So sind sie eben, die echten Huren«, fasste er die Moral seiner Geschichte zusammen.

Die Liebesabenteuer von Matwej allerdings hatte er stets ernst genommen. Mehrmals war er mitten in der Nacht zu ihm gekommen und hatte ihn nach einer Katastrophe wieder aufgepäppelt. Er kannte sich in Matwejs Herzensangelegenheiten weit besser aus als ich. Von der finsternen Geschichte mit der Finanzdirektorin abgesehen, war in Matwejs Leben allerdings nichts Neues passiert.

Na ja, frühmorgens war er auch nicht gerade gesprächig.

»Hallo, Matwej«, sagte ich nun ins Telefon und sah vor mich hin. »Was ist los?«

»Hast du schon vom Chemiker gehört?«, fragte er mich mit seltsamer Stimme.

Er klang sehr bewegt, und das war für ihn ganz untypisch. Wie bei einem Begräbnis.

»Nein. Was ist passiert?«

Matwejs Antwort versetzte mir einen Adrenalinschub. Blitzschnell war ich wach und sprang aus dem Bett.

»Der Chemiker ist tot.«

2

Aus unserer Clique war noch keiner gestorben. Zwar waren wir nicht mehr die Jüngsten, doch bisher hatte Gott uns lieb gehabt.

Unser Leben war ganz normal verlaufen: Wir hatten uns in nette Mädchen verliebt, hatten miteinander getrunken, hatten uns von unseren Partnerinnen wieder getrennt, und manchmal hatten wir sogar gearbeitet. Ab und zu hatten wir uns auch gestritten, doch bisher war noch niemand von uns gestorben. Manche hatten sogar Kinder bekommen.

Der Chemiker hieß eigentlich Ilja Donskoj. Wie sein Spitzname vermuten ließ, verfügte er über profundes Wissen im Bereich der Chemie und konnte aus harmlosen Zutaten Nitroglyzerin, LSD oder Zyankali machen.

Er war schlaksig und hatte einen Bart, wie John Lennon ihn 1969 getragen hatte. Die langen Haare hatte er sich erst vor kurzem stutzen und im Nacken auffällig ausrasieren lassen.

Er hatte eine Buddhistin aus Burjatien – einer ehemaligen Sowjetrepublik am Baikalsee – geheiratet. Sie war die Tochter eines Petersburger Professors für Mikrobiologie und hatte eines Tages beschlossen, ihrer Herkunft nachzuspüren. Der Chemiker interessierte sich (vielleicht sogar dank John Lennon) vor allem für Halluzinogene und Psychopharmaka. Ich erinnerte mich gut daran, wie er mir seine erste Begegnung mit LSD geschildert hatte:

»Stell dir eine dreidimensionale Tapete vor, Alter. Also eine ganz normale Tapete, die an der Wand klebt. Du liegst auf dem Rücken und weißt mit der einen Hälfte deines Bewusstseins, dass die Tapete dreidimensional ist und ein spürbares Relief aufweisen wird, wenn du mit den Fingern darüberfährst. Und das Mädchen neben dir weiß das auch. Sie weiß es und staunt darüber – genau wie du. Du sammelst also deine Kräfte, richtest dich auf und streichst mit den Fingern über die Tapete, aber sie ist flach. Das Mädchen neben dir glaubt dir nicht und richtet sich ebenfalls auf, um über die Tapete zu streichen, doch auch unter ihren Fingern bleibt es flach. Aber ihr beide wisst genau, dass es anders ist. Es ist lustig, wenn man im Kopf zwei voneinander unabhängige, parallel laufende Bewusstseins Ebenen erlebt. Und es ist auch lustig zu merken, dass deine Freundin das Gleiche spürt wie du.«

Heroin hatte er nie probiert. Kokain und Marihuana mochte er nicht, weil ihm ihre Wirkung nicht zusagte. Mit einem Wort: Als typischer Drogensüchtiger konnte er nicht gelten.

Nachdem der Chemiker vor ein paar Jahren viel von Viktor Pelewin und Carlos Castañeda gelesen hatte, war er auf halluzinogene Pilze umgestiegen. Im Gespräch deutete er zwar an, über geheimes Wissen zu verfügen, ließ sich aber nie über Details aus. Später erweiterte er seine Erfahrungen um Calypsol. Ich erfuhr von ihm auch einiges über die Existenz einer Parallelwelt.

Der Rest unserer Clique machte sich ein wenig über den Chemiker lustig, obwohl seine leitende Position bei MNJ Pharmaceuticals bei uns Ehrfurcht hervorrief, denn dort bekam er sein Geld nur für sein Wissen. Er musste niemandem etwas andrehen oder gar Leute bestehen.

Vor kurzem hatte der Chemiker mir einen gut dotierten Auftrag vermittelt, und ich musste PR-Konzepte für ein paar Präparate seiner Firma liefern. Dafür wollte er übrigens auf keinen Fall Geld von mir, sondern gab sich mit einer Flasche Cognac

Hennessy zufrieden, die wir mit seiner Frau Lilja in ihrer gemeinsamen Wohnung in Jassenew tranken.

Das war vor etwa einem Monat gewesen, und damals hatte der Chemiker nicht vor zu sterben. Im Gegenteil: Er wollte mit seiner Frau nach Japan fliegen, in ein buddhistisches Kloster im Norden, und war vor allem um Visa bemüht.

Auf die Frage, warum er überhaupt in das Kloster wollte, gab er kaum eine Antwort. Womöglich konnte man dort ja erfahren, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Als ich hörte, dass der Chemiker tot war, konnte ich nichts Sinnvolles antworten, sondern murmelte nur: »Wieso das denn?« Matwej erklärte mir geduldig, er kapiere das auch nicht. Lilja habe gerade bei ihm angerufen, ihm den Tod ihres Mannes mitgeteilt und gleich wieder aufgelegt. Er habe sie dann am Handy erreicht und sich erkundigt, wo sie sei, und sie habe nur geflüstert, sie sei zu Hause. Er sei gerade auf dem Weg zu ihr. Anton wusste auch Bescheid. Ich sagte, ich würde auch zu Lilja kommen, und begann, mich anzuziehen.

Ich setzte mich ans Steuer, obwohl ich am Abend zuvor viel getrunken hatte. Mein Kopf fühlte sich an wie mit Glassplittern gefüllt. Nachdem ich fast eine Stunde – typisch Moskau! – im Stau gestanden hatte und fast mit einem Rettungswagen zusammengestoßen wäre, landete ich vor dem Wohnblock, in dem der Chemiker und Lilja lebten.

Die Wohnungstür war offen. Das Erste, was ich sah, war Liljas versteinertes Gesicht. Gleich darauf begegnete ich zwei Männern, deren Miene keinen Zweifel daran ließ, dass sie Milizionäre waren. Sie sahen einander sehr ähnlich: unauffälliges Jackett, dunkles Hemd, schmutzige Schuhe, keine Krawatte. Der eine füllte ein Formular aus, der andere ging durch die Wohnung und nahm verschiedene Gegenstände in die Hand. Um den Hals hatte er ein Diktiergerät. Als er mich bemerkte, schien ihn das zu beleben.